Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 33. Der Philipp, was mein Hosband is, das is en ganz trauriger Seckel. Der Feller hot en Drick an mich gespielt, der duht einiges biete. Denke Se emol an, der Feller hot mich im Stich gelosse, awwer juh bett juhr Buhts das duhts settele. Ich will nicks mehr mit ihn zu duhn hen un wann ich Ihne die Geschicht verzähle, dann könne Se mich auch nit for blehme. Also es war e paar Dag zurück, do hen mer Mittags ganz gemiethlich bei unser Dinner gehockt - un hen iwwer den Johnie sei Fjuhtscher getahkt, was mer aus den Kunne mache wollte, wie das in Fäckt unser rehgeller Tahk for die letzte paar Woche war. Wie gewöhnlich sin mer zu kein Riesolt komme un der Philipp hot nach den Esse sein Näpp genomme, wie er das schon for e lange Zeit zurück als e Ruhl duhn duht. Wie er mit dorch war, do hen ich reiteweh widder gestart mit den Johnnie un der Philipp hot gesagt, newwer meind, Lizzie, duh nor nit worrie iwwer den Bub, ei tell juh, der macht sein Weg in die Welt, der hot e glänzende Fjuhtscher hinner sich. Dann hot er sich rettig gemacht un er sagt, er wollt emol en Freund sehn, von wege den Johnnie un dann hätt er auch noch e wenig Bißnes mit den Wedesweiler. Ich hen gesagt, das is recht, duh alles was du kannst, daß ich die Geschicht von mein Meind kriege un do is er fort. Er hot mich noch von autseit zugehallert, er wär mehbie nit in Zeit für Sopper heim; awwer mir sollte nit warte. Ahlrecht, hen ich gesagt, bikahs ich sin nor zu froh gewese, daß er ebbes for den Bub hot duhn wolle. Well, die Zeit is erum gange, wie jeden Dag, die Buwe sin aus die Schul heim komme un hen gelonscht un sin dann widder an die Stritt for zu schkehte un dann hen ich se nit mehr gesehn, bis es Zeit for das Sopper war; do sin se immer an Hand. Well, der Philipp is nit dagewese un mir hen mitaus ihn gesse. Später hen die Buwe ihr Hohmwerk gemacht, hen sich dann noch e Weil erum gebalgt bis ich den ganze Bonsch ins Bett getschehst hen. Dort is die Feiterei noch for e Stund odder so weiter gange un dann war Ruh in den Haus; awwer der Philipp is noch immer nit dagewese. Späteran is e Lahdschschwester komme un hot mich zu e Kartparthie inweitet. Ich sin ganz froh gewese, daß se komme is, bikahs do hen ich doch nit so lohnsomm gefiehlt. Wie die Schweschter fort is, do hot die Klack elf Uhr gestrocke, awwer der Philipp is immer noch nit dagewese. Schiewiß, hen ich gedenkt, was is dann do die Mätter? Ich sin e Stickelche weg mit die Schweschter gange un hen gesehn, daß bei den Wedesweiler noch Licht gewese is. Wie ich widder zurück komme sin, do is alles dunkel gewese un do hen ich for schuhr gewißt, daß der Philipp jetzt heim wär. Wie ich awwer ausgefunne hen, daß er immer noch nit heim war, do bin ich doch keinder effreht gewese. Bei Galle, hen ich zu mich gesagt, do is schuhr ebbes gehäppend un wann ich en Wage an die Stritt päßt bei hen dreiwe höre, do hen ich immer eckspectet, daß es en Embulenz wär. Ich hen noch e Zeitlang gewart un dann hen ich's nit mehr stende könne. Ich hen mein Käpp umgehängt un sin zu Wedesweilersch gelaufe. Ich hen so lang an die Dohr genackt, bis der Wedesweiler uffgemacht hot. Ich hen gefragt, wo der Philipp is un do hot er gesagt, er wißt nit; der Philipp wär schon frieh am Obend in sein Platz gewese un wär gleich widder fort, wie er en Drink odder zwei gehabt hätt. Dann sin ich heim, awwer Se könne mich glauwe, daß ich die ganze Nacht kein Auge zugemacht hen. Um drei Uhr sin ich uffgestande un hen mich Kaffee gekocht, bikahs ich sin so eckseitet gewese. Do hen ich dann bis Morgens um sechs Uhr gesosse un hen ein Kopp Kaffee nach den annere gedrunke, awwer der Philipp is immer noch nit komme. Uff eemol kimmt en Speschell Deliwwerie Messenscher Bub un bringt mich en Brief, wo von den Philipp gewese is. Der Brief hot gesagt: „Liebe Lizzie, wann du den Brief kriege duhst, dann sin ich nit mehr do." — do hen ich gefehnt. Wie ich widder riekowwert gehabt hen, hen ich weiter gelese. — „Dann sin ich aus die Stadt fort un in Fäckt aus die Kontrie; wenn ich widder rietörne duhn, daß kann ich dich nit sage, bikahs ich weiß selbst noch nit. Wo ich hin gehn, das kann ich dich auch nit sage, bikahs ich will nit, awwer ich denke, du kannst's in den Nuhspehper ausfinne. Ich hen nicks gesagt von meine Intenschen, bikahs, du hätt'st mich mehbie nit fortgelosse, un ich hen doch unner alle Zirkumstenzes, odder wie mer uff deitsch sage duht, bei alle Miens fortgewollt. Mach dich kein Trubel for mich, ich sin ahlreit un wann ich widder komme, dann will ich dich alles ecksplehne. Well gubei tata, womit ich verbleiwe dein liewer Philipp." — Ich hen den Brief in dausend Splintersch verrisse un hen ihn in die Rehnsch geschmisse. So en Schuwiak! Awwer, wann er denke duht, ich deht warte bis er mich alles ecksplehnt, dann is er schief gewickelt. Ich will nicks mehr von ihn wisse, ich losse mich diewohrse un dann kann er lang suche, bis er widder so e altes Kameel finne duht wie ich. Die Kinner die nemm ich all mit mich un ich denke, ich gehn nach die alte Kontrie zu meine Ma. No, no, warum sin ich nur so e dummes Rindvieh gewese, daß ich das Trietment die lange Jahre geständ hen? Heut werd noch die Latt un das Bilding un das ganze Gelumps verkauft un dann geht's los. Wenn Sie ebbes von ihn höre, dann könne Se ihn alles sage, ich geb nicks drum. Wann er dann widder komme duht, dann kann er ja bei den Wedesweiler ruhme, do is er doch am Liebste. Ich denke sei warmes Unnerwehr duhn ich doch nit verkaufe, bikahs er is e wenig dellikett un könnt am End leicht Kalt tetsche. Mit beste Riegards

Juhrs

Lizzie Hanfstengel.

Theorie und Praxis.

Welch' himmelschreiender Unterschied zwischen Theorie und Praxis besteht, erhellt aus folgender Geschichte, welche der Kreisarzt Dr. Berger in Hannover in seiner eben erschienenen Schrift „Kreisarzt und Schulhygiene" erzählt. Ich frage in einer Dorfschule einen Jungen: „Was muß man thun, wenn man die Zähne schön und weiß erhalten will?" — „Putzen", lautete die Antwort. — „Und wenn muß man putzen?" — „Morgens." — „Sonst auch noch?" — Alles schweigt. „Womit putzt man?" — „Mit einer Zahnbürste." — „Hast Du denn eine Zahnbürste?" — „Nein." — „Hat Dein Vater eine Zahnbürste?" — „Nein." — „Hat Deine Mutter eine Zahnbürste?" — „Nein." — „Woher weißt Du denn das mit der Zahnbürste?" — „Wir verkaufen Zahnbürsten."

Der verkannte Sächser.

Zu einem im Reichslande garnisonirenden sächsischen Regimente wurde ein Offizier aus Stuttgart versetzt. Derselbe kam an seinem neuen Bestimmungsort gegen Abend an und begab sich nach eingezogenen Erkundigungen bald in das Restaurant, wo, wie er vernommen hatt, seine neuen Kameraden verkehrten, um sich diesen vorzustellen. Er traf die Herren ziemlich vollständig an, doch fand er eigentlich den Empfang nicht allzu freundlich, denn nach kurzer Zeit erhob sich Einer nach dem Anderen und schließlich saß er allein; er begriff die Sache nicht recht. Am nächsten Morgen meldete er sich beim Oberst und auch dieser schien ihm verstimmt; auf ein leises Anklopfen kam es endlich heraus: die Herren waren Alle sehr verstimmt gewesen, daß sie der aus dem Schwabenlande zugekommene Kamerad durch „Sächseln" verulkt hätte . . . „Aber Herr Oberst", — rief dieser — „ich bin ja ein geborener Leibziger! — ich war glücklich, maine Mudderschprache wieder zu hären!"

Charakteristische nationale Eigenschaften.

Wenn Jemand in Frankreich stirbt ist die erste Frage: „Wie alt war er?" Hört man von einem Todesfall in Deutschland, so ist vor allen Beileidsbezeigungen erst nothwendig, zu erfahren, an was er gestorben ist: „Was hat ihm gefehlt?" ist die stereotype Redensart. In Italien heißt es: „Armer Bursche, armer Mann, armes Mädchen"; in Rußland: „Ihm ist wohl, er braucht nicht mehr zu arbeiten." Die Holländer erkundigen sich sofort nach den Vermögensverhältnissen des Verblichenen: „Wieviel hat er hinterlassen?" und des Engländers Interesse conzentrirt sich in der Frage: „War er versichert?"

Amerikanischer Humor.

Grund genug. „Ich wundere mich," sagte ein junges Mädchen, „daß so viele Männer, die Automobile besitzen, sich nicht verheirathen. Es ist doch bekannt, daß das Zweirad zu vielen Verlobungen geführt hat." „Nun," antwortete der junge Mann, „ein Mann erkennt eben bald, daß er nicht gleichzeitig ein Automobil und eine Frau lenken kann."

Der Grund. Er nennt das Baby „Kaffee". „Was für ein Name! Warum nennt er es so?" „Weil es ihn Nachts wach hält."

Ein neues Licht. „Was höre ich, Major, Sie wollen wieder heirathen? Sie sagten mir doch, das Licht Ihres Lebens wäre ausgegangen." Fröhlicher Wittwer: „Ganz recht. Aber sehen Sie, nun will ich ein anderes Streichholz anstecken."

Das letzte Wort. „Eine Frau ist niemals glücklich, wenn sie nicht das letzte Wort hat." „Das ist ein Irrthum. Eine Frau besteht immer darauf, daß ein Mann das letzte Wort hat. Aber es muß in Form einer Entschuldigung kommen."

Ein Bettler, der sich einen Kammerdiener hält, ein anderer Bettler, in dessen Kleidern man $50,000 findet — fürwahr, die Prosperität ist schon recht tief, bis in die untersten Schichten, gesunken.

Durch's Telephon.

Von Regine Ziegler.

Sie quälten sich schon lange, die beiden stolzen Trotzköpfe, ohne sich ihre Liebe anders als durch Blicke, abgerissene Worte und Seufzer zu verrathen, über welche sie nachher Beide regelmäßig erschraken.

„So geht es mit euch nicht länger," sagte die junge Frau Rosa Müller zu ihrer Freundin Marie, deren blasses Gesichtchen mit den großen Augen voll Leid und Qual ihr in's Herz schnitt.

Sie saßen in Frau Rosa's Zimmer in der gemüthlichen Ecke am Kamin, und Marie, die heute aus der kleinen Kreisstadt nach der Reichshauptstadt gekommen war, um Einkäufe zu machen, und bei der Freundin abgestiegen war wie immer, mußte nun Antwort geben auf die inquisitorischen Fragen derselben, wenn auch nur stockend.

„Hat er dir denn nicht ein einzigesmal von Liebe gesprochen, offen und ehrlich, wie ein rechter Mann, der wirklich liebt?"

„Ganz offen — nie! Aber gefühlt habe ich's oft. Mit mir spricht er anders wie mit den Anderen, so eigenthümlich; gleichgiltig bin ich ihm nicht und manchmal glaube ich auch, er liebe mich — aber nun — o — nun liebt er ja die schöne Erna W . . ., und ich! O, es wäre auch zu schön gewesen für mich, nein, nein!"

„Natürlich!" fällt Frau Rosa ihr zürnend in's Wort. „Da hat so 'n dummes Ding kein Selbstbewußtsein! Warum muß er denn die And're gleich lieben? Glaubst du, daß ein paar Augen, wie du sie im Köpfchen hast, nicht auch bei einem Schwerenöther wie Max Sturm Unheil genug anrichten können?"

„Du Blitzmädel, schau dir sie einmal im Spiegel an. Ich will dich nur nicht so in's Gesicht hinein loben, aber du bist, wie du da stehst und gehst, mit deinem goldenen Herzen und deinem frischen ungekünstelten Wesen ein süßer, netter Käfer, verstehst du?"

„Aber die Andere ist gewandt, gescheidt, liebenswürdig, so daß alle Männer ihr nachlaufen und er — Max auch. Ich weiß es, er schickt ihr Blumen, tanzt mit ihr, kurz — es ist Alles zu Ende — ich bin so elnd — und — habe ihn dennoch lieb — ich, ich —"

Sie raffte sich plötzlich auf: „Nein, er verdient es nicht um mich, daß ich durch ihn leide; ja, ich will, ich muß ihn vergessen! Alles ist mir in letzter Zeit widerlich geworden, jede Arbeit, jeds Vergnügen. Mein liebes Klavierspiel, die Bücher, das Kochen und Haushalten. Aber nun will ich wieder alles dies thun, will meine Gedanken zwingen, ja, das will ich, damit sie nicht immer bei ihm sind."

„Recht hast du, Kind! Hier, kannst auch gleich beginnen, diese schönen Vorsätze auszuführen. Schau, in diesem Dutzend Servietten winken die ziersten Löcher und möchten gerne von dir genäht sein."

„Wollen wir gleich beginnen?" fragte Frau Rosa mit spitzbübischem Lächeln, indem sie einen Haufen Flickarbeit vor sie hinschiebt. „Ja, wenigstens die Hände werden dir folgen — die Gedanken, für die stehe ich nicht. O über das Hangen und Bangen der ersten Liebe!"

Sie läßt, in Träumereien versunken, ein Weilchen ihre Hände im Schooße ruhen, wobei sie mit bewegtem Mienenspiel beobachtet, wie Marie mit zitternden Fingern und hochrothen Wangen an der Wäsche arbeitet.

„Das muß ich sagen! Dein Zukünftiger kann sich Pfreuen. Glatt und sauber machst du die Geschichte. Wird dir in deiner eigenen Häuslichkeit als junge Frau Doktor Sturm — so heißt er doch, dein „Herrlichster von Allen" — sehr zu statten kommen!"

„So spotte und quäle mich doch nicht, Rosa. Dein Uebermuth in deinem Glücke thut so weh! Kaum hatte ich ihn, den Treulosen, ein wenig vergessen, und nun —"

„Also im Vergessen bist du auch so flink? Würdest wohl gar „Nein" sagen, wenn er nun doch bald eine gewisse Frage an dich stellte? — Gelt?"

Marie springt auf. Servietten, Scheere, Fingerhut, Alles fliegt zur Erde; sie stürmt in's Nebenzimmer, wo sie sich unter heißen Thränen in den dunkelsten Winkel des Sofa wirft, das heiße Köpfchen in die Polster drückend.

So findet sie Rosa. „Kind, wehe thun wollte ich dir ja nicht; aber nimm's nicht übel, ihr spielt wirklich die reinste Komödie mit euren Herzen. Ich wette, wollte ich ihm auf den Zahn fühlen, genau so thöricht wäre er und doch — er hat dich und keine And're lieb — soll ich ihn einmal —"

„Nein, nein, nur nichts verrathen. Lieber will ich zu Grunde gehen, als daß er von meiner Liebe wissen soll!"

Frau Rosa küßt ihre weiße Stirn, über welche sich die kapriciösen Löckchen ringeln.

„Komm mit mir, lassen wir jetzt deinem armen Herze n Ruhe und bringen es auf andere Gedanken. Schau, mein Mann hat von seiner letzten Reise wunderschöne Sachen mitgebracht, wollen wir die einmal anschauen?"

Sie zieht die Freundin mit sich fort in das Studirzimmer ihres abwesenden Gatten. Es gelingt ihr, Marie zu beruhigen.

„Welch' reizende Muscheln das sind!" Mehrere Ah! und Oh! entschlüpften ihren Lippen über all die Sehenswürdigkeiten, die auf dem Tische liegen. Sie sieht sich im Zimmer um.

„Ach, das wußte ich gar nicht, da habt ihr auch ein Telephon, wie interessant, das giebt es bei uns gar nicht in dem kleinen Provinznest."

„So?" In Frau Rosa's Köpfchen beginnt ein Gedanke sich zu regen und — gedacht, gethan! Sie war zu raschen Thaten geneigt.

„Du interessirst dich für das Telephon? Kannst du die Mechanik dieses Zauberwerkchens also nicht?" fragte sie lauernd.

„Nein," war die Antwort. „Was geschieht mit diesen Muscheln? Ach, ich möchte riesig gerne mal da mit Jemandem sprechen, wenn es ginge!"

„Natürlich geht es. Warte, gleich sollst du Alles kennen lernen, zuhören und — unter einer Bedingung — auch selbst sprechen, wenn du mir nämlich versprichst, auf alle meine Fragen, die ich an dich richten werde, offen zu antworten. Es soll ein kleiner Scherz sein, ganz unschädlich; keine Angst haben, willst du?"

„Gut, aber führst du auch wirklich nichts im Schilde, du Uebermüthige du?"

„Nein, nein. Kein Härchen soll dir gekrümmt werden. Aber bitte, sei vorher so freundlich, schau mal nach in der Küche, ob das Essen nicht anbrennt, bitte schön."

Marie eilt hinaus. Indessen stellt Rosa die Verbindung her, nimmt die Muschel und klingelt.

Nr. ...." ruft sie. Die Antwort kommt.

„Gnädige Frau wünschen?" ruft eine männliche Stimme.

„Ach, er ist's — herrlich!" denkt Frau Rosa bei sich selbst.

„Bitte, Herr Doktor Sturm, wollen Sie mir helfen, einen kleinen Scherz zu machen? Ja — also, verrathen Sie Ihren Namen in der nächsten Viertelstunde nicht, hören Sie genau, was hier am Telephon gesprochen wird, es wird eine gewisse kraushaarige Marie mitsprechen, und dann — das Uebrige ist Ihre Sache — verstanden?"

„Natürlich, mit Vergnügen!" schallt seine erregte Stimme zurück.

Marie kommt.

„Diese Muschel hältst du nun in der Hand, nahe an's Ohr, und nun aufgepaßt!"

Sie nimmt die andere Muschel. Marie ist ganz gespannt auf die Dinge, die sich da entwickeln werden.

„Ja, Kind, wo schweifen denn deine Gedanken wieder einher? Solche abwesende Augen zu machen! Das thun eigentlich blos verliebte Leute, und jetzt, wo wir ganz vernünftig mit einer einfachen trockenen Telephonnummer sprechen wollen, taugt das Träumen doch nichts. Du wolltest ihn doch ganz vergessen, diesen Doktor Sturm, und nun?"

„Aber Rosa, was sind das für grausame Scherze! Quäle mich doch nicht wieder," fährt Marie auf, die ihre Freundin diesmal gar nicht versteht.

„Ich sollte dich quälen? Bewahre! Aber es ist nun einmal so, daß du ewig an ihn denkst. Wenn der das wüßte — ich glaube, er käme spornstreichs hergerannt, und nähme sich, was schon lange ihm gehört — gelt?"

So geht es neckend und lachend weiter, bis Marie ganz erregt, ganz verwirrt hervorsprudelt, dabei die Muschel immer krampfhaft in den Händen haltend: „Nun sehe ich, daß du mit Allem Spott treibst, auch mit meiner Liebe! Ja, ich habe ihn auch lieb, unendlich lieb, aber du verstehst wohl gar nicht, was solch eine große echte Liebe ist. Du mußt deinen Mann gar nicht so lieb haben, wenn du so abscheulich zu mir sprichst — o mein Gott — ich — ich bin so unglücklich, so — —"

Da, was ist das? Eine Stimme schallt durch's Telphon an ihre Ohren, seine Stimme in jubelnden abgebrochenen Lauten: „Ich komme, ich komme — meine Marie!"

Gott, träumte sie denn? Das war ja Max Sturm, der Alles gehört hatte; sie war schändlich verrathen worden durch Rosa. Sie schlägt die Hände vor das glühende Gesicht, ein Zittern geht durch ihren Körper und Rosa hält die Wankende in ihren Armen.

„Nicht böse sein, mein süßer Trotzkopf — es war zwar ein Gewaltmittel aber hoffentlich hat es guten Erfolg. Er hat dich, dich ganz allein lieb, keine Andere, und ich konnte es nicht mehr ansehen, wie ihr euch quältet. Da, hörst du, da ist er schon. Nun soll er dir's sagen, vielleicht glaubst du ihm es auch eher als mir."

Die Thür geht auf, ein junger stürmt herein und — im nächsten Augenblick hält er das bebende Mädchen in seinen Armen und bedeckt ihr Gesichtchen mit heißen Küssen. Lange halten sie sich wortlos umschlungen in endlich errungenem Glück.

„Es lebe das Telephon!" jubelte Frau Rosa, der die Sache zu lange dauerte. „Könnt euch schön bedanken bei solch' feinem Heirathsstifter, denn ohne Telephon wäre die Sache mit euch Beiden nicht so glatt abgelaufen!"

Verliebte Gäste.

Kellner: „Zweimal Kalbsbraten mit Salat macht zwei Mark .... Haben Sie Brot, bitte?"

Er (zu ihr): „Hast Du Brot, mein Täubchen?"

Sie: „Ja, enis!"

Kellner: „Macht zwei Mark dreißig und ein Täubchen — drei Mark fünfzig!"

Aus dem dunklen London.

Die Ramschbazare im Lambeth Lower Marsh. Massenelend.

Ueber die kühnen Bogen von Westminster Bridge führt in London der Weg aus dem lachenden, flackerden Westen schnell hinein in ein düsteres Straßennetz, wo Frau Sorge auf jeder Schwelle kauert. Freilich nicht ganz unvermittelt. Erst kommen Arbeiterquartiere, die zwar von drüben grell abstechen, aber durch aus nicht den Stempel des Elends tragen. Halbwegs zwischen der Themse und St. George's Square führt links ab eine Lambeth Lower Marsh genannte Straße. Dort ist jeden Abend Markt, wie übrigens selbst in manchen Nebengassen des Westens, wie in Artillery Row, Westminster und Edgware Road, Paddington.

Wenn anderswo die Geschäfte schließen, Arbeiter und Arbeiterinnen aus Fabriken und Werkstätten heimkehren und an ihre eigene Häuslichkeit denken können, entwickelt sich dort ein reges Treiben. Bis tief in die Nacht hinein sind alle Läden offen, gegenüber, am Rande des Fahrdammes auf Karren und über Fässer, Kisten und Böcke gelegten Brettern Verkaufsstände unter freien Himmel improvisirt. Tausende von Gasflammen ohne Schirm verbreiten blendendes Licht. Zu haben ist Alles.

In manchen Auslagen werden die heterogensten Gegenstände feigeboten. Zwischen altem Eisen oder Lederzeug sieht man gelegentlich ein „Kalbs"-Getröse und ein paar „Hammel"-Keulen — gewöhnlich in Folge Todesfalls unter den Hausthieren des Geschäftsinhabers. Aber auch richtige Ramschbazare giebt es, wo man von der Mohrrübe bis zum Cylinderhut, und vom Säuglingsstrumpf bis zum Fahrrad Alles erstehen kann.

Billig ist nichts. Ein Dutzend ordinärster, wie zähes Rindfleisch schmeckender Austern kostet 6 Pence, ein halbes Dutzend auf einem winzigen Tellerchen angerichteter Schnecken 2 Pence. Für denselben Preis kann man drei Eier, drei Pfund Zwiebeln, die hier geschmort als Gemüse viel genossen werden, oder vier Pfund grüne Bohnen haben. Ein abgezogenes Kaninchen kostet 9, 10 Pence und mehr. Schon daß die Mehrzahl der Geschäfte Fleischerläden sind, läßt erkennen, daß wir hier in keiner eigentlichen Armengegend sind.

Das Bild ändert sich, sobald wir, durch diesen Jahrmarktstrubel zurück bis nach Westminster Bridge Road gelangt, uns weiter nach Süden wenden. Die Straßenbeleuchtung hört fast auf. Aber wir erkennen im gespenstischen Flackern einsamer Gaslaternen, wie die Häuser immer kleiner, armseliger, die Läden immer schäbiger, die Fenster immer kahler, die Wohnungen also immer elender werden. Der Koth liegt knöcheltief auf der Gasse. Ein beklemmender muffiger Gestank erfüllt die trübe Luft.

Kaum ein Mensch begegnet uns. Hier und da aber öffnet sich der Blick in das Zwielicht eines Seitenweges, aus dem Hämmern und Pochen hervortönt, unterbrochen von heiterem Lachen und Schimpfreden aus unsichtbaren Kehlen. Irgendwo spielt Jemand eine asthmatische Harmonika. Es klingt wie rythmisches Weinen. An der Ecke von St. Georges Square aber wird es laut und hell. Dort ist eine Branntweinschenke. Gelber Lichtschein fällt durch die Scheiben auf das zerlumpte Gesindel, das den Eingang umsteht: in der Mitte ein altes Weib, das, ein durchlöchertes Wollentuch um die Schultern, einen Capotehut mit Spuren schwarzer Perlenstickerei auf dem zerzausten Haar, mit erhobener Faust in gellender Fuselstimme Einlaß begehrt.

Die Thür wird von innen zugehalten. Ein Schlag gegen den Fenstereinsatz, und klirrend fallen die Scheibensplitter auf das Straßenpflaster. Im gleichen Augenblick ist ein Konstabler zur Stelle, nimmt die Trunkene beim Arme und führt sie in Polizeigewahrsam. Morgen Früh wird sie drei Monate ins Gefängniß gesetzt. Der Kneipwirth aber, der die Alte wohlweislich erst an die Luft gesetzt, nachdem sie ihren letzten Heller in Gin angelegt, wirkt als Stütze der Gesellschaft unbehelligt weiter.

Gegenüber ist eine billige Garküche. Penetranter Geruch von gebratenen Zwiebeln und ranzigem Fett quillt aus der offenen Thür. Ein ans Fenster geklebtes Plakat preist als Specialität an: „Steak and Kidney-Pie", eine Art Ragout aus Fleisch und Nieren, zu zwei Pence die Portion — die letzte Form, in der das treue Pferd sich dem Menschen nützlich erweist. Aber noch andere Genüüsse winken hier. In flachen, blechernen Schüsseln sieht man im Schein einer von der schmutzigen Decke herabhängenden Petroleumlampe Würste, Gemüse und Kartoffeln über Gasfeuer schmoren.

In dem Anblick dieser Herrlichkeiten versunken, ohne die Lärmscene auf der anderen Straßenseite zu beachten, steht vor dem Fenster ein junges Weib mit abgehärmtem Gesicht, einen Säugling auf den Arm, einen kleinen, blassen Knaben neben sich. Sie kramt mit der Hand, die sie frei hat, in ihrer Rocktasche, bringt endlich einige Kupfermünzen zum Vorschein und schickt den Jungen damit hinein. Irgend etwas Heißes, Dampfendes, in ein Papier gewickelt, bringt er zurück. Die Mutter nimmt es ihm ab. Der Junge bekommt das größte Stück. Emsiges Kauen und glückliche Mienen. Nur das Kleine verbrennt sich den Mund und schreit aus Leibeskräften.

Selbst dieses elende Quartier ist nicht ohne seine „jeuneß doree" mit ihrem weiblichen Zubehör. Vor der Auslage eines Trödelkrams begegnen wir zwei halbwüchsigen Burschen, die, die Hände in den Hosentaschen, mit Geld klimpern. Zwischen ihnen steht in einer schwarzen Sammtjacke, das strohblonde Haar sorgfältig frisirt, ein Mädchen von 15, 16 Jahren, mit hübschem Gesicht und frechen Augen. Das Gespräch dreht sich um die Anschaffung von einem Paar Lackstiefel für die Schöne. Billy, offenbar ein Knicker, findet ein Paar Niederschuhe ausreichend, „sogar viel hübscher"; Bobby aber ist schon halb und halb bereit ein Paar Achtknöpfige zu spendiren, und Jane drängt mit vielverheißendem Blick zum Entschluß.

Sie kann es noch weit bringen mit ihrem hübschen Gesicht und ihrem ausgeprägten Geschäftssinn. Findet sie einen Manager und endet nicht vorher im Hospital, so fährt sie in ein paar Jahren auf Gummirädern. Ich könnte zwei englische Gräfinnen nennen, die das gefällige englische Adelshandbuch aus alten, landsässigen Familien mit Phantasie - Stammbäuden herleitet, während ihre Wiege hier im Borough von Southwark stand.

Das Innere dieses Trödelladens, der mit allem Erdenklichen vollgepfropft ist, erzählt eine monotone Geschichte mit unzähligen traurigen Kapiteln. Noth und Sünde arbeiten im Geschäftsbereich dieses Trödlers unablässig an der Füllung seines Waarenmagazins. Stirbt der Ernährer der Seinigen, verliert er die Arbeit oder wird er eingesperrt — immer liefert der Trödler, der gleichzeitig Pfandleiher ist, den Fallschirm, indem er durch Aufkauf oder Beleihung des halbwegs Entbehrlichen die Familie vor allzu jähem Untersinken vor Obdachlosigkeit und Arbeitshaus bewahrt. Ein solcher Trödler erzählte mir einmal von einem alten Mütterchen, die ihr einziges Kleinod, eine Sturzuhr mit bemaltem Porzellangehäuse, verkaufen mußte, dann aber nur dadurch aus dem Laden zu bringen war, daß er versprach, die Uhr ins Schaufenster zu stellen, damit sie sie dort noch so lange wie möglich sehen könne.

Die Preise in den auf die ärmste Kunstschaft angewiesenen Läden sind anscheinend fabelhaft niedrig, aber nur anscheinend. Im Grunde sind sie höher als die, die der reiche Mann im Westen für seine nothwendigen Lebensbedürfnisse bezahlt. Den armen Teufel, der aus der Hand in den Mund lebt, treffen alle Nachtheile des Detail-Einkaufs in koncentrirter Form. Zwar kann er schon für einen „Farthing", das ist ¼ Penny, ein kleines Bündel Holz und Kohlen erstehen, das zum Kochen einer Mahlzeit nothdürftig ausreicht. Auf diese Weise aber kostet ihn die Tonne Kohlen 2 Pfund Sterling, das ist beinahe das Doppelte des Durschnittspreises bei centnerweisem Einkauf. Der Bettler in Southwark heizt seine Dachkammer kostspieliger, als der Millionär in Park Lane seinen Palast.

In weitem, südöstlichem Bogen sind wir wieder an den Fluß gelangt. Auf London Bridge, die aus den Quartieren der Müheseligen und Beladenen hinüberführt in die goldene City, der Werkstatt des Londoner Reichthums, bleiben wir fröstelnd stehen, überwältigend von dem Gefühl der Ohnmacht vereinzelter Hilfsbereitschaft gegenüber dem Massenelend.

Schwermüthig plätschern die dunkelgelben Fluthen des Themsestromes an die Brückenpfeiler. Unten, über den Wassern brauen noch Nebel, den Widerschein der bunten Schiff lichter verwischend. Droben aber haben sie sich zusammengeballt zu schwarzen Wolken. Kalt und schwer fallen die Tropfen herab. Es ist, als drängen sie uns durch Mark und Bein, als wandele sich der eisige Regen der Herbstnacht im Menschenherzen zu heißen Thränen.

Auch ein Arizonakicker.

Einen Redakteur nach dem berühmten amerikanischen Muster im wilden Westen scheint der in Vaals bei Aachen erscheinende Grensbode zu haben, in dem sich nach der Köln. Volkszeitung folgendes Genrebildchen findet: „Lumpenstreich. In der Nacht von Donnerstag auf Freitag scheint ein bezahlter Hungerleider in die Druckerei dieser Zeitung, die gerade nicht geschlossen war, eingedrungen zu sein, denn des Morgens kam der Verlegr zu der unangenehmen Entdeckung, daß einige kleine Theile der eben neugekauften Maschine gestohlen waren; da diese gestohlenen Theile für diesen bezahlten Hungerleider keinen Werth haben konnten, scheint irgend ein Lump diese gemeine That für einige Mark begangen zu haben, aber ihre Absicht ist mißlungen. Die Lumpen haben ohne den Wirth gerechnet, der Grensbode erscheint weiter, und wir fordern den feigen Thäter auf; nochmals zu kommen. Jeden Abend werden wir die Druckerei offen lassen und hundert Mark auf die Presse legen; wenn der Gaudieb es wagt, diese zu holen, und wenn er mit dem Leben davon kommt, bekommt er sie von uns geschenkt."